

Gossner

INFO

SAMBIA:
Die verlorenen Kinder
von Naluyanda

INDIEN:
Christen stark im Glauben

NEPAL:
Schicksalsschlag für Shiva

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

mit neuem Gesicht startet unsere Zeitschrift ins neue Jahr: aufgelockertes Layout, neue Farbigkeit, eine neue „bunte Seite“ zum Abschluss – wir möchten unseren Service für Sie verbessern und die Lesefreudigkeit erhöhen. Natürlich wollen wir Gutes, Altbewährtes, belassen. Die lebendigen Reportagen und konkreten Projektberichte, der Einblick in politische und gesellschaftliche Veränderungen, die Infos zu all den Aktionen der Gossner-Freunde in Deutschland – all das werden Sie weiterhin vierteljährlich hier finden, aber künftig noch moderner, noch anspruchsvoller, noch ansprechender für Sie aufbereitet. Wir sind gespannt auf Ihre Reaktion!



Nicht beabsichtigt war ursprünglich, in diesem ersten Heft 2010 das Thema Kinder-Armut schwerpunktmäßig zu behandeln. Aber vielleicht erinnern Sie sich an den kleinen Shiva aus Nepal? Eigentlich wollten wir froh über seine Fortschritte berichten, doch dann hat uns vor Drucklegung die Realität eingeholt: Shivas Mutter ist gestorben. Die Reportage lassen wir trotzdem im ersten Teil unverändert, denn viele von Ihnen haben an Shivas Schicksal großen Anteil genommen. Und außerdem: Shivas Schicksal vermittelt besser, als jeder Bericht zur Lage des Landes es könnte, wie groß Armut und Hilflosigkeit der Menschen in Nepal sind und wie sehr gerade die Kinder zu leiden haben. Ähnlich zu Herzen gehend ist die Reportage über die verlorenen Kinder in Sambia. Hilfe tut Not!

Daneben gibt es aber auch viele hoffnungsvolle Entwicklungen: In der indischen Gossner Kirche bekennen sich die Menschen stolz zu ihrem Christsein; im Missionshospital in Nepal geht die Hilfe weiter; und in Sambia machen neue Anbaumethoden enorme Erntesteigerungen möglich.

Ihre Jutta Klimmt und das Gossner-Team

INDIEN

Christen in der Gossner Kirche: Stark im Glauben	6
TTC Fudi: Handwerker fit für die Zukunft	10
Kirchentrennung: Suche nach Einheit	12

NEPAL

Entwicklung: Viele Tropfen auf dürrerem Feld	14
Missionshospital: Schicksalsschlag für Shiva	16

SAMBIA

Die verlorenen Kinder von Naluyanda	20
Ernte verdoppelt: Mit dem Mais zum Markt	22

DEUTSCHLAND

Soli-Konferenz: „Du musst dich wehren“	24
Neu im Kuratorium: Was führt Sie zur Gossner Mission?	26



Editorial	2
Andacht	3
Nachrichten	4
Ideen und Aktionen	18
Zuguterletzt	30
Impressum	31
Projekt	32

Die Stätte ist bereitet

Es war in den kalten Tagen des Monats Dezember. Wir waren mit den Kindern auf dem Weihnachtsmarkt. Mitten im Gewühl zwischen Ständen mit Glühwein, duftenden gebrannten Mandeln und kandierten Äpfeln, Kinderkarussell und Kunsthandwerk stand vor uns der Weihnachtsmann. Gemütlich brummend verteilte er an unsere Töchter zwei kleine Tüten mit Gummibären. Damit begann das Unglück: Als meine Frau den Kindern die Tütchen öffnen wollte, verlor sie beim Abziehen des Handschuhs ihren Ehering. Wir suchten gebeugt im Schnee. Er konnte nicht weit gefallen sein. Auch der Weihnachtsmann brummte nicht mehr gemütlich, sondern suchte artig mit.

Und dann – war unsere Tochter weg! Wir hatten sie beim Suchen völlig vergessen. Der Schreck fuhr uns in die Glieder. So ein Ring – obwohl sehr symbolisch – ist ersetzbar, aber wo war unser Kind?! Der Weihnachtsmann hatte sich abgewandt. Und so standen wir plötzlich hilflos und allein da.

Das Unheil kommt plötzlich ins Leben. Der Schrecken kann ohne Ende sein. Jeder wird solche Situationen kennen. Beschwichtigend klingt die Jahreslosung, wenn das Unheil plötzlich ins Leben tritt. Mir hätte sie nicht geholfen, vor wenigen Wochen auf dem Weihnachtsmarkt. Man wird wohl Jesus fragen dürfen: Und wenn ich doch in manchen Situationen des Lebens unheilbare Angst und Schrecken im Herzen spüre, ist dann mein Glaube an Gott und an ihn nicht stark genug? Sind gar Angst und Schrecken die Maßeinheiten, an denen der Glaube messbar ist?

Ein Blick in den Kontext der Jahreslosung verrät, dass sie ganz anders gemeint ist. Die Verleugnung des Petrus wurde gerade angekündigt. Der Lesende des Evangeliums weiß nun mit den Jüngern: Jetzt geht es auf das irdische Ende Jesu zu. Im Sinne des Evangelisten gesprochen: Jetzt geht es auf die Erhöhung zum Vater zu. Jesus sagt, die Jünger möchten nicht erschrecken, weil er für sie die Stätte in seines Vaters Hause vorbereiten will, in dem viele Wohnungen sind. Sein Kreuz, der Abschied, die

Sendung des tröstenden Geistes sind gewissermaßen nur Zwischenstationen für die himmlische Herrlichkeit. Diese ist jedoch seinen Jüngern gewiss.

Die Aufforderung „Euer Herz erschrecke nicht“ ist von dieser Botschaft her zu lesen. Der Himmel jagt uns keinen Schrecken mehr ein. Wenn also das Irdische uns schreckt und Unheil bringt, dürfen wir wissen: Der Himmel zürnt nicht. Mit der Jahreslosung ist uns also nicht verboten, in Angst und Schrecken zu verfallen. Natürlich jagt uns die Welt Schrecken und Angst ein, wenn die Weltklimakonferenz scheitert oder wenn uns täglich Anschläge vermeldet werden, die auch unser Lebensumfeld treffen könnten. Doch wir dürfen wissen, dass wir eine gemeinsame Heimat haben. Die Stätte ist bereitet. Und um darauf auch in äußerster Not zu vertrauen, sendet Gott seinen tröstenden Geist.

Irgendwann tauchte unsere Tochter heulend aus dem Nichts der Menschen wieder auf. Wir waren froh. Wir verzichteten auf die weitere Suche nach dem Ehering. Vielleicht klebte er unerreichbar unter dem Schnee am Schuh des Weihnachtsmannes. Wir fuhren nach Hause. Spät abends fand ich ihn dann im Schlittensack der Jüngsten. Doch fröhlich war der Abend ohnehin schon, denn wir waren bewahrt worden.

Möge Gottes tröstender Geist uns in diesem Jahr in allen Schrecken bewahren, in den kleinen des Alltags und den großen des Lebens.

**Jesus Christus spricht:
Euer Herz erschrecke nicht!
Glaubt an Gott und glaubt
an mich! (Jahreslosung 2010)**

Herzlich grüßend, Ihr
Dr. Ulrich Schöntube,
Direktor der
Gossner Mission



— NEUER MITARBEITER 1

Alexander Nitschke ist Ansprechpartner in Ranchi



Über einen neuen (Teilzeit-)Mitarbeiter in Ranchi (Indien) freut sich die Gossner Mission: Alexander Nitschke (27), gebürtiger Berliner und seit knapp zwei Jahren in Indien zu Hause, ist seit Dezember 2009 Verbindungsmann zur indischen Gossner Kirche. Nitschkes Begeisterung für Indien begann bereits in jungen Jahren: mit dem Besuch der Indien-AG an der Mahatma-Gandhi-Oberschule in Berlin-Marzahn. Es folgten Aktionstage und Benefizveranstaltungen für indische Projekte und die Anbahnung einer Partnerschaft zwischen der Berliner Gandhi-Schule und einer Gossner-Schule in Chaibasa (Indien). 2002 reiste Nitschke mit einer Schuldelegation erstmals dorthin und war begeistert. Später folgte ein Studium der Geschichte und der Gesellschaft Südasiens. Im März 2006 lernte Nitschke die indische Theologin Idan Topno von der Gossner Kirche kennen. Zwei Jahre später wurde in Ranchi Hochzeit gefeiert; im Januar 2010 kam dort Sohn Leon Palash zur Welt.



— DANK AN SPENDER

2009 mit sehr gutem Ergebnis

Es sind die Ideen und Aktionen, die Kollegen in den Gemeinden und die vielen Einzelspenden der Gossner-Freunde, die die Arbeit der Gossner Mission möglich machen. Rund 295.000 Euro gingen im Jahr 2009 an Spenden ein; 14.000 Euro mehr als im Jahr zuvor! Damit wurde das selbst gesteckte Spendenziel von 300.000 Euro fast erreicht. Der Dank dafür gilt allen Unterstützerinnen und Unterstützern! Direktor Dr. Ulrich Schöntube in seinem Dankbrief: „Hatten wir zunächst befürchtet, dass die wirtschaftliche Krise auch unsere Projekte und Programme treffen würde, so wurden wir dank Ihrer Unterstützung eines Besseren belehrt. (...) Mit Ihrer Unterstützung setzen wir das Werk unseres Missionsgründers fort. Für ihn gehörten die Nöte der Fernen und die Nöte der Nahen zusammen. Gemeinsam mit Ihnen können wir in den Zeiten der Krise Zeichen setzen. Haben Sie herzlichen Dank!“

— HILFE IM BÜRO

Ehrenamt gesucht?

Es war schon immer Ihr Wunsch, eine sinnvolle ehrenamtliche Tätigkeit auszuüben, aber Sie wissen nicht, wie und wo Sie eine solche Aufgabe finden sollen? Sie möchten gern die Arbeit der Gossner Mission fördern, nicht mit Geld, sondern mit Ihrer Arbeitskraft? Und Sie wohnen in Berlin oder Umgebung? Dann sind Sie bei uns richtig: Wir suchen jemanden, der sich mit Büroarbeiten und -organisation auskennt; der bereit ist, sich ehrenamtlich zu engagieren; der im Idealfall auch gut Englisch spricht und uns gegen eine Aufwandsentschädigung ein-, zweimal die Woche oder je nach Bedarf in der Gossner-Dienststelle unter die Arme greift. Interesse? Dann nehmen Sie doch bitte formlos Kontakt zu uns auf:



Tel. 030/24344 5751 oder ulrich.schoentube@gossner-mission.de

— NEUER MITARBEITER 2

Dr. Volker Waffenschmidt für Sambia

Auf eine abwechslungsreiche Berufslaufbahn kann Dr. Volker Waffenschmidt (52) zurückschauen, der als neuer (Teilzeit-) Mitarbeiter Gossner-Direktor Dr. Schöntube im Sambia-Referat unterstützt. Geboren im Rheinland, zog es Waffenschmidt



zunächst zum Studium der Agrarwissenschaften nach Kiel und Gießen. Nach dem Abschluss wechselte er zur Arbeiterschule am Missionsseminar Hermannsburg, bevor er 1987 eine Stelle als Farmverwalter in Namibia antrat. Zwei Jahre später ging er nach Israel, wo er promovierte, und kehrte von dort nach Afrika zurück. Drei Jahre lang arbeitete Waffenschmidt im Auf-

trag des Deutschen Entwicklungsdienstes mit Kleinbauern im nördlichen Sambia zusammen. Zurück in Deutschland, suchte er – mittlerweile dreimaliger Familienvater und ab 1996 Hausmann – den Kontakt zur Gossner Mission, die er als Mitglied des Sambia-Ausschusses ehrenamtlich unterstützte. Außerdem engagiert er sich in der Baptistengemeinde Berlin-Steglitz: mit Gemeindeleitung, Predigtstunden, Organisation von Theologischen Abenden, Nachtcafés, Bibelgesprächen ... Sein Ziel? „Auch bei der Gossner Mission immer wieder die Verbindung zwischen Wort und Tat suchen, damit beides nicht auseinanderfällt.“

— ÖKUMENISCHER KIRCHENTAG

Gossner Mission in München dabei

„Damit Ihr Hoffnung habt“: So lautet das Motto des zweiten Ökumenischen Kirchentags, der vom 12. bis 16. Mai in München stattfindet.

Dabei sein wird natürlich auch die Gossner Mission, wie immer gemeinsam mit anderen Missionswerken unter dem Dach des Evangelischen Missionswerkes in Deutschland (EMW) auf dem „Markt der Möglichkeiten“, der Agora. Weitere Informationen zu Standort und Standbesetzung entnehmen Sie bitte kurzfristig den Nachrichten auf der Gossner-Homepage. Wir würden uns freuen, Sie am Missionsstand in München begrüßen zu dürfen.



— IM GESPRÄCH

Bischof Lakra: Gratulation an Margot Käßmann

Den Empfang zur Amtseinführung des neuen Berlin-Brandenburger Bischofs Markus Dröge nutzte Nelson Lakra, leitender Bischof der indischen Gossner Kirche, um diesen gleich offiziell nach Indien einzuladen. „Eine sol-



Foto: Ulrich Schöntube

che Begegnungsreise ist die beste Möglichkeit, um einander besser kennen und verstehen zu lernen“, betonte Lakra, dessen Kirche seit vielen Jahren Partnerkirche der Berlin-Brandenburger Landeskirche (EKBO) ist. Auf dem Empfang zur Bischofseinführung im Roten Rathaus, den Lakra gemeinsam mit dem Direktor der Gossner Mission, Dr. Ulrich Schöntube, besuchte, war auch Gelegenheit, mit der neuen EKD-Ratspräsidentin Margot Käßmann ins Gespräch zu kommen.

INDIEN

STARK

„Der Glaube half mir,
meine Angst vor bösen
Geistern zu überwinden.“

im Glauben

Wie leben Gossner-Christen im hinduistischen Indien?

Schwierig ist die Situation der 25 Millionen Christen in Indien. Im Herbst 2008 kam es im Bundesstaat Orissa gar zu Ausschreitungen, bei denen mehr als 100 Menschen ums Leben kamen und Zehntausende fliehen mussten. Trotzdem bekennen sich immer mehr Menschen zu der befreienden Kraft des Glaubens. Wir lassen Mitglieder der Gossner Kirche zu Wort kommen.

SALOMI PURTI (19), Sari-Näherin: Meine älteren Geschwister sind alle früh gestorben. Ihren Tod hat man im Dorf dem Wirken einer alten Geisterbeschwörerin zugeschrieben. Aus Angst vor diesen Geistern verließ meine Mutter die Familie. Sie ging nach Delhi, um dort eine Anstellung als Hausmädchen zu finden. Dann starb mein Vater. Da war ich vier Jahre alt. Auch sein Tod wurde dem Unwesen böser Geister zugeschrieben. Die Verwandten, die mich aufnahmen, gaben mich später in ein Internat der Gossner Kirche in Govindpur. Bis dahin hatte ich in tiefer Angst vor den bösen Geistern gelebt, die nach der Vorstellung der nichtchristlichen Adivasi überall aktiv sind. Doch die Jahre im Internat brachten mich mit christlichen Lehren und Überzeugungen in Berührung. Hatte ich in der Kindheit immer wieder schlimme Erlebnisse den Geistern und der Hexerei zugeschrieben, so gab mir nun der Glaube an Jesus die Kraft, mich gegen die Macht des Geisterglaubens zur Wehr zu setzen.

Ich ließ mich taufen, und die Angst, die mich vorher oft gelähmt hat, ist heute fast verschwunden. Ich arbeite in einem kleinen Laden in Ranchi, nahe Saris und verkaufe Tee. Ich habe mir fest vorgenommen, den Schulabschluss nachzuholen und etwas aus meinem Leben zu machen.

Reverend LALIT MOHAN RAMAJAN (47), Dozent am Gossner Theologischen College Ranchi:

Ich stamme aus einer hinduistischen Dalit-Familie aus Orissa und bin damit einer der wenigen Nicht-Adivasi in der Gossner Kirche. Als Kind und Jugendlicher bin ich gehorsam und fromm den

„Die Taufe hat mich von den Fesseln der Kastendiskriminierung befreit.“



hinduistischen Glaubensgrundsätzen meiner Familie gefolgt, habe zweimal im Monat gefastet und verschiedene Hindu-Gottheiten sowie heilige Pflanzen und Bäume verehrt. Dabei war mei-

ne Identität als Hindu von Anfang an vom Kastendenken geprägt. Denn die Vorstellung von Reinheit und Unreinheit hängt im Hinduismus eng mit der sozialen Stellung zusammen.

Verschiedene Ereignisse in meinem Leben führten dann dazu, dass ich mich mit den christlichen Lehren und Glaubensgrundsätzen auseinandersetzte. So habe ich als 18-Jähriger miterleben müssen, wie meine Mutter starb, nachdem ihr Verwandte aus dem Dorf ein Kräutergemisch gegen Bauchschmerzen verabreicht hatten. Und als ich eines Tages in meinem Heimatdistrikt Sambalpur Pfarrer Wiliam Kandulna von der Gossner Kirche traf und selbst miterlebte, wie in seiner Gemeinde Christen verschiedener ethnischer Wurzeln gemeinsam beteten und Gottesdienst feierten, wurde mir die befreiende Wirkung des christlichen

Glaubens bewusst. Über die festen Grenzen von Kaste und Gemeinde hinweg eine Gemeinschaft der Kinder Gottes zu sein, das war und ist für mich ungemein beeindruckend. Nach sechs Monaten ließ ich mich taufen. Die Taufe hat mir ein neues Leben geschenkt und einen neuen Weg aufgezeigt. Ich fühle mich glücklich. Und deshalb ist es mir wichtig, anderen von meinen Erfahrungen zu erzählen und die Lehren Jesu Christi zu verbreiten, damit auch andere von den unmenschlichen Fesseln der Kastendiskriminierung befreit werden.

BENITA JOJO und GOLDEN BILUNG (beide 22), Studentinnen und in der Jungen Gemeinde in Ranchi aktiv:

Wir wohnen beide auf dem Campus der Gossner Kirche in Ranchi; wir singen im Kirchenchor und sind seit 2004 in der Jungen Gemeinde Ranchi aktiv. Zu deren Aktivitäten gehören die Sonntagschule, die Ferienbibelwochen und viele weitere Veranstaltungen zu Themen wie Umwelt und Gesundheit.

In der Sonntagsschule unterrichten wir von 8 bis 11 Uhr – gemeinsam mit 13 anderen ehrenamtlich tätigen jungen Leuten – Kinder verschiedener Altersgruppen auf spielerische und kreative Weise. So werden sie mit biblischen Themen und Texten vertraut gemacht. Von etwa 500 getauften Kindern kommen im Schnitt jeden Sonntag 150. Uns ist besonders wichtig, mit den Kindern biblische Geschichten anhand

„Wir wollen im Dienst der Gemeinschaft aktiv sein.“

von Gesang, Theater- und Bastelarbeiten zu erarbeiten. Mit kindgerechten Aktivitäten

helfen wir so den jüngsten Gemeindegliedern, ihre spirituelle und soziale Kompetenz zu entwickeln, da sich viele Eltern nicht mehr die Zeit nehmen, mit ihren Kindern über religiöse Fragen zu sprechen. Dabei verstehen wir uns weniger als „Lehrerinnen“, sondern vielmehr als große Schwestern, denn





wir erinnern uns gut daran, wie schwer es ist, das Geschehen im Gottesdienst in der Sprache der Erwachsenen zu verstehen. Seit den 70er Jahren bietet die Junge Gemeinde in den Sommerferien auch ein Freizeitprogramm an. Dabei werden bis zu 600 Kinder von etwa 50 ehrenamtlichen „Lehrern“ über einen Zeitraum von 14 Tagen mit christlichen Themen vertraut gemacht. Für viele Kinder das lang ersehnte Highlight des Jahres!

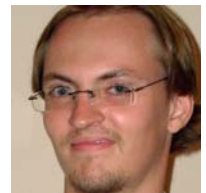
Für uns beide steht jedenfalls fest: So lange wir in Ranchi wohnen, wollen wir ehrenamtlich im Dienste der Gemeinschaft und der Kirche aktiv sein!

BIMAL HORO (34), Koch in Ranchi: Ich stamme aus einer Sarna-Adivasi-Familie, konnte aber eine „Mission School“ auf dem Lande besuchen. Dort erfuhr ich viel Liebe und Zuneigung. Diese Erfahrung hat mich mit der nötigen Kraft gewappnet, um mich den Schwierigkeiten des Alltags zu stellen und Hindernisse zu überwinden. Nach meiner Schulzeit ging ich nach Ranchi, um zu studieren, konnte aber die Studiengebühren nicht aufbringen. So nahm ich eine Stelle als Koch im HRDC

an, dem Missionsinstitut der Gossner Kirche. Der damalige Leiter Dr. Paul Singh setzte sich dafür ein, dass ich ein Stipendium für ein weiterführendes

„In der Missionsschule habe ich viel Zuneigung und Liebe erfahren“

Studium am Gossner College bekam. Neben meiner Beschäftigung als Koch studiere ich weiter, denn für mich bedeutet Bildung in erster Linie, fürs Leben zu lernen, nicht zwangsläufig einen ‚white collar job‘ zu finden, also Karriere zu machen. Meine Motivation, selbst aktiv Dienst an der Gemeinschaft zu tun, schöpfe ich aus der Glaubwürdigkeit, die ich in dem lebendigen Zeugnis Einzelner – wie etwa Dr. Singhs – erfahren habe. ■



Aufzeichnungen und Fotos von **Alexander Nitschke**, Mitarbeiter der Gossner Mission in Ranchi.

Zukunft Handwerker fit für die Zukunft

Fudi: Ausbildung schenkt jungen Adivasi eine Perspektive

Von Helmut Hertel



„Fudi ist ein gelungenes Projekt und Teil der Mission unserer Kirche in der indischen Gesellschaft“, betont Nelson Lakra, leitender Bischof der Gossner Kirche, zu Beginn meines Besuchs in Indien. Das sind ganz andere Töne als vor nunmehr 40 Jahren ...

Als vor 40 Jahren mein indischer Nachfolger, Pfarrer Aind, in sein Amt als Leiter der Ausbildungsstätte Fudi eingeführt wurde, galt das TTC Fudi („Technical Trainingscenter Fudi“) noch als „german project“, als ein Projekt der Gossner Mission, und die überwiegend ländlich geprägte Gossner Kirche in Indien wusste noch nicht so recht etwas damit anzufangen. Das hat sich geändert.

Das Handwerkszentrum, dem so viele sozial benachteiligte junge Menschen aus der indigenen Bevölkerung eine Ausbildung verdanken, wurde 1961 gegründet. Meine Aufgabe – ich war Leiter der Ausbildungsstätte in der dritten Generation deutscher Fachleute – war es, den indischen Nachfolger einzuarbeiten. 1971 kehrte ich mit meiner Familie nach Deutschland zurück. Seitdem ist das TTC Fudi – eine Einrichtung der Gossner Kirche – ganz in indischen Händen; finanziell unterstützt aber weiterhin von der Gossner Mission und von Spenden aus Deutschland.

Es war sehr bewegend, nach so langer Zeit nun wieder durch das immer noch vertraute Eingangstor zu schreiten, von den Frauen zur Begrüßung mit Wasser besprüht und mit Blumengirlanden behängt. 200 junge Trainees brachten mich unter Gesang und Trommel-

klang hinunter zum Kantineaal, wo die feierliche Begrüßung zelebriert wurde. Unterwegs fiel mir auf, was sich äußerlich alles geändert hat: im Torhaus ein Telefon mit Münzbehälter (vor 40 Jahren gab es kein Telefon in Fudi), viel mehr Bäume und Büsche als damals, die Gebäude frisch weiß und teilweise auch bunt gestrichen. Und die Reden zur Begrüßung wurden übers Mikrofon gehalten, auf das allerdings wegen „powercut“, eines Stromausfalls, bald verzichtet werden musste.

Beeindruckt hat mich, dass alle Gebäude auf dem Campus – Werkstätten, Klassenräume, Wohnhäuser – voll belegt sind. Aber vor allem beeindruckt hat mich die große Zahl der Trainees,

INFO

TTC Fudi

Das „Technical Trainingscenter“ (TTC) Fudi wurde 1961 gegründet. Seitdem bemüht sich diese Einrichtung der Gossner Kirche, jungen Adivasi durch eine fundierte Handwerker Ausbildung eine Perspektive zu schenken. Wer einen Schulabschluss besitzt, kann in Fudi eine staatlich anerkannte Lehre zum Mechaniker oder Schweißer absolvieren. Daneben gibt es die kürzeren non-formalen Ausbildungswege zum Elektriker, Schweißer oder Autofahrer, die auch für die zahlreichen Schulabbrecher offen sind und es diesen ermöglichen, später im Dorf einen kleinen Laden oder eine Werkstatt zu eröffnen.

-> [Projektaufruf Rückseite](#)

Die Handwerkerschule Fudi, eine Einrichtung der Gossner Kirche, macht sich fit für die Zukunft – und schenkt zahlreichen Adivasi-Familien eine Perspektive fürs Leben. (Fotos: Jutta Klimmt)

die zurzeit im TTC ausgebildet werden. Das TTC Fudi ist inzwischen im ganzen Land bekannt und hat einen sehr guten Ruf. Die Absolventen der formalen Ausbildung bestehen die staatliche Abschlussprüfung mit guten Noten und finden ohne große Schwierigkeiten Arbeitsplätze in den Industriebetrieben in Ranchi, Jamshedpur oder Bokaro sowie bei der Eisenbahn. So ist es nicht verwunderlich, dass es für eine Ausbildung in Fudi zehnmal mehr Bewerbungen als Plätze gibt.

Die Leitung des TTC plant daher eine Erweiterung sowohl der Ausbildungszweige als auch der Wohnheimplätze auf dem Campus. Gemeinsam mit dem Direktor, Pfarrer Narindra Gagrai, und dem Leiter der formalen Ausbildung, dem Principal Roland Acharjee, konnten wir nun einen Fünfjahresplan erstellen, zu dessen Zielen die finanzielle Unabhängigkeit des Zentrums gehört.

In dem Plan ist u. a. vorgesehen, eine formale Ausbildung für Elektriker und für Diesel-Mechaniker einzuführen, sowie die bestehende Mechaniker- und Schweißerausbildung so zu modernisieren, dass sie den technischen Gegebenheiten moderner Industriebetriebe entspricht. Ergänzt werden soll die Ausbildung durch Kurse zur Persönlichkeitsentwicklung, damit die häufig sehr zurückhaltenden und autoritätshörigen jungen Männer aus den Adivasi-Dörfern lernen, selbstbewusster aufzutreten und sich in der durch harten Wettbewerb geprägten Arbeitswelt besser zu behaupten.

Außerdem ist ein Einstieg in alternative Energien geplant. Zunächst soll eine Biogas-Anlage angeschafft werden. Das dafür benötigte Rohmaterial – Kuhdung – soll von einer Farm kommen, die auf 20 Kühe aufgestockt wird. Später sollen Biogas-Anlagen im TTC hergestellt und in den Dörfern verkauft werden – ein direkter Beitrag zur Dorfentwicklung. Fachleute sollen ausgebildet werden, die die Käufer solcher Anlagen beraten und begleiten, damit ihre Anschaffung kein Flop wird. Danach

– vielleicht in einem weiteren Fünfjahresplan – kann auch an ein ähnliches Konzept für Solarenergie-Anlagen ge-



dacht werden, in fernerer Zukunft eventuell auch für Windkraft. Das TTC bringt mit der Ausbildung von Mechanikern und Elektrikern gute fachliche Voraussetzungen für derartige Projekte mit. Und in Indien wächst angesichts der Energieknappheit und der immensen Umweltverschmutzung allmählich das Bewusstsein für die Notwendigkeit alternativer Energien.

Im Dezember 2011 wird das TTC Fudi sein 50-jähriges Bestehen feiern. Sicherlich ist dann Gelegenheit, eine erste Zwischenbilanz zu ziehen. Bereits jetzt tut es gut zu sehen, wie viele Perspektiven die Ausbildungsstätte den jungen Adivasi schenkt. Viele von ihnen wären ansonsten ohne Chance, jemals ein ausreichendes Auskommen zu finden. Bischof Lakra: „Unsere Kirche ist stolz darauf, dass so viele junge Adivasi in Fudi eine Ausbildung bekommen. So können sie und ihre Familien Anschluss erhalten an die stürmische wirtschaftliche und industrielle Entwicklung ihres Heimatlandes Jharkhand.“ ■



Helmut Hertel hat das TTC Fudi in den 60er Jahren mit aufgebaut. Zweck seines aktuellen Besuches in Indien war es, die Erweiterungspläne mit zu beraten.

Den Riss kitten

Die lange Trennung schmerzt: Gossner Kirche auf der Suche nach Einheit

Von Dr. Ulrich Schöntube

Am Missionstag, dem 2. November, feiern die lutherischen Christen in Chotanagpur/Indien alljährlich die Ankunft der ersten Gossner-Missionare 1845. Sie feiern jedoch getrennt.

Für den Missionstag 2009 war nun symbolisch ein Treffen zwischen den Vertretern der getrennten Nordwest-Gossner-Kirche und der Gossner Kirche sowie deren jeweiligen Übersee-Partnern verabredet worden. Man nahm Platz. Rechts zwölf Vertreter der Nordwest-Kirche und zur Linken zwölf Vertreter der Gossner Kirche. Obwohl beide Kirchen dieselbe Liturgie feiern und dieselben Lieder singen, obwohl man nachbarschaftlich wohnt, familiäre Verbindungen hat und untereinander heiratet, sitzt man getrennt und kämpft um kirchliche Anerkennung und gerichtlich um Grundstücke.

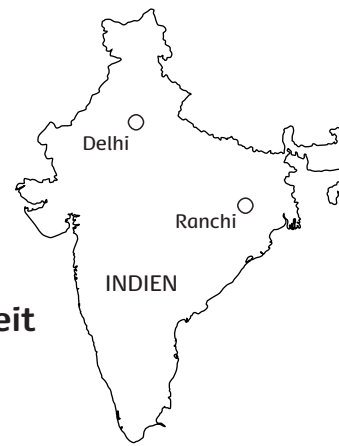
Rückblick. Das entscheidende Jahr der Trennung war 1977, als die Nordwest-Gossner-Kirche sich konstituierte. Doch um die Gründe zu verstehen, muss man weiter zurückgehen: Fünf Jahre zuvor war die gesamte Leitung der selbstständigen und damals noch vereinten Gossner Kirche zurückgetreten. Die Christen des damaligen Nordwest-Kirchenbezirks, bestehend zum größten Teil aus dem Volk der Oraon, fühlten sich gegenüber den übrigen Kirchenbezirken benachteiligt. Weniger Projektgelder schienen in die Nordwestregion zu fließen; weniger Kirchenvertreter schienen aus der Nordwestregion zu kommen.


Noch weiter zurück: Im Jahr 1956 strebte der nördliche Teil der Gossner Kirche eine eigene Kirchenverwaltung

der Nordzone an. Eine gemeinsame Verfassung wurde ausgearbeitet, in der die Kirche in Kirchenbezirke, die „Anchals“, eingeteilt wurde. Der erste Präsident der neuen Verfassung war jedoch ein Mann vom Volk der Munda. Und noch weiter zurück: 1935 trugen die Vertreter der Oraon auf einer General-synode der Gossner Kirche eine lange Klageliste vor. Ihr Vorwurf: Die Oraon würden durch die Missionare benachteiligt. Der Vertreter der deutschen Missionare, Hans Stosch, versuchte zu vermitteln. Das Ergebnis war jedoch, dass er selbst auf Bitten des Kirchenrates der Gossner Kirche die Leitung der jungen selbstständigen indischen Kirche als Kirchenpräsident übernahm...

Aber gehen wir noch weiter zurück: Die Missionare hatten im 19. Jahrhundert wohl tatsächlich eine Vorliebe für das Volk der Munda. So schrieb Missionar Alfred Nottrott, dass „der harte starre Sinn der Oraon“ sich bereits in ihrer Sprache ankündige, während die Munda-Sprache lieblicher sei. Als 1874 die erste Grammatik in der Oraonsprache fertig war, gab es in Mundari schon längst Katechismus, Gesangbuch und ein biblisches Lesebuch.

Die Missionare waren 1849 in das Oraongebiet im Nordwesten von Ranchi vorgestoßen. Doch sie mussten sich aus politischen Gründen bald zurückziehen. Sie ließen den getauften Oraon Navin Doman zurück, der ihnen bei ihrer Rückkehr 1858 blühende christliche Gemeinden vorweisen konnte. Selbstbewusste Missionare waren die Oraonchristen von Anfang an, während der erste Mundapastor Nathanel Tuyu erst 1872 getauft wurde.





Wollen Sie noch mehr wissen? Die Munda sind austroasiatischer Herkunft und wanderten zwischen 3500 und 2500 v. Chr. aus dem Süden ein. Die Oraon sind dravidischen Ursprungs und wanderten eintausend Jahre später vom Nordwesten her ein. Man lebte friedlich in der Region, wählte einen gemeinsamen König, aber man vermischte sich nie. Die Stammesmentalitäten blieben also über Jahrtausende erhalten.

So weit der „Trennungsroman“ in Kürze. Er zeigt, dass die Trennungstendenzen alt sind und dass in diesem Konflikt viele psychologische, mentalitätsbedingte, politische und schließlich auch theologische Verständnisse über die Bedeutung der Kirche eine Rolle spielen. An Einigungsversuchen mangelte es nicht. Als man 1995 auf das 150. Jubiläum der Ankunft der Missionare zuzug, versuchte der Kirchenverbund der lutherischen Kirchen in Indien, mit Unterstützung der Gossner Mission eine kirchliche Einheit wiederherzustellen. Eine gemeinsame Verfassung war von beiden Seiten fertig ausgearbeitet. Doch der Versuch scheiterte im letzten Moment.

So feierte man das Jubiläum, an das zuvor so viele Hoffnungen geknüpft waren, getrennt. Einige Jahre nach dem Scheitern wurden die Bemühungen um Friedensgespräche erneut aufgenommen. Ein gemeinsames Komitee wurde gebildet, um verbindende Themen zu besprechen. Doch Irritationen gab es auch hier. Die Gossner Kirche erkennt die Northwest-Gossner-Kirche weiterhin nicht an und bezeichnet sie als „so genannte Kirche“.

Am 2. November 2009 schließlich trug nach sechs Friedensgesprächen jede Seite ihre Vision der gemeinsamen Zukunft am „Runden Tisch“ vor. Die Northwest-Kirche profiliert theologisch die friedliche Existenz von zwei Kirchen als verschiedene Inkulturationen des Evangeliums. Sie möchte anerkannt werden, vor allem auch im nationalen lutherischen Kirchenbund. Die Gossner

Kirche will hingegen eine Wiedervereinigung. Anstelle ihrer bestehenden Nordwestdiözese möchte sie die Northwest-Kirche mit weitgehender eigener wirtschaftlicher Autonomie in ihre Kirchenstruktur integrieren.

Am Missionstag richten sich die Blicke auf Gary Havfenstein, den Asiensekretär der amerikanischen „World Mission Prayer League“, die die Northwest-Kirche unterstützt, – und auf den Direktor der Gossner Mission. „Sagt uns, wie es weitergehen soll!“ In unserer Antwort sind wir uns einig: Die Lösung des Konflikts kann nicht außen kommen.

Beide interpretieren wir den Epheserbrief 4: Das Band der Einheit wächst in der Berufung zu einem Geist, einer Hoffnung, „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“. Gary Havfenstein: „Diese Berufung gilt uns. Aber leider ist sie keine Anweisung, welche Gestalt die weltweite Kirche haben soll. Lebt die Berufung, und ein Weg der Zukunft wird sich öffnen.“ Von Seiten der Gossner Mission: „Die Geschichte der Trennung und der gegenseitigen Schuldzuweisungen ist für uns alle, auch die Partner, beschämend. Wir sind schuldig geworden. Wir nehmen der einen Mission Gottes, zu der wir gerufen sind, durch Streit die Kraft. Welches Bild geben wir als Christen, wenn staatliche Gerichte über unsere Fragen entscheiden? Die Berufung zur Einheit ist unsere Aufgabe. Vielleicht finden wir die Einheit nicht in diesem Treffen, sondern da, wo Kirche lebendige Gestalt gewinnt. Feiert mit den Gemeinden gemeinsam. Plant ein Pfingstfest, ein gemeinsames Missionsfest und feiert gemeinsam Gottesdienst. In der wachsenden Gemeinschaft werden sich Wege finden, wie es mit dem Friedensprozess weiter geht.“ Das Treffen ging zu Ende. Und der wichtigste Satz kam am Ende von Bischof Jojo aus der Ranchi-Gemeinde: „Ja, wir sollten lernen, auch füreinander zu beten in unseren getrennten Gottesdiensten. Dann werden wir es auch wieder tiefer gemeinsam tun.“ ■





Schicksalsschlag für Shiva

Missionshospital Chaurjahari: Spenden schenken Zukunft

Text und Fotos: Dr. Elke Mascher

Shiva mit seiner Mutter. Die glückliche Zeit währte für die junge Frau nur kurz. Sie starb am zweiten Weihnachtstagsfeiertag.

Liebe Leserinnen und Leser, erinnern Sie sich noch an „meinen“ kleinen Shiva? Ohne Ihre finanzielle Unterstützung wäre er nicht mehr am Leben! Daher ist er auch ein wenig Ihr Kind ... Viel ist geschehen im vergangenen Jahr, Schönes, aber auch sehr Trauriges.

Vor genau einem Jahr habe ich an dieser Stelle von Shiva erzählt. Ein win-

ziges Baby, elf Tage alt, mit hohem Fieber und stark entzündetem Nabel: So brachte ihn seine junge Mutter ins Missionshospital Chaurjahari. Als sich sein Zustand nicht unmittelbar besserte, wollte Bhumi, die Mutter, ihn wieder mit nach Hause nehmen, denn sie hatte nicht einmal Geld, um sich etwas zu essen zu kaufen und hätte den Krankenhausaufenthalt nie und nimmer selbst bezahlen können.



So war es ein Segen für sie und das Kind, dass sowohl Shivas Behandlung als auch zwei tägliche Mahlzeiten für die Mutter aus dem Wohltätigkeitsfonds des Hospitals beglichen werden konnten, der durch die Spenden der Gossner-Freunde aufgestockt worden war. Und siehe da: Nach sechswöchigem „Großeinsatz“ der Schwestern und Ärzte konnten alle aufatmen. Shiva gesundete und kam zu Kräften.

Und wie erging es dem Kleinen danach? Bald brachte ihn seine Mutter erneut ins Krankenhaus. Er hustete heftig und wollte nicht mehr trinken. Ursache war eine Lungentuberkulose. Nach deren Behandlung wurde er jede Woche in die ambulante Kindersprechstunde gebracht – und entwickelte sich prächtig.

Allerdings waren die Familienumstände trostlos. Ich habe die Familie in ihrem kleinen Lehmhäuschen besucht, gut zwei Stunden zu Fuß von Chaurjahari entfernt, ganz oben auf einem Hügel gelegen. Shivas Schwester, die Mutter und Großmutter lebten nur von „Daal-bhaat“, von Reis mit Linsensoße. Für Gemüse und selbst für die preiswerte Büffelmilch reichte das Geld nicht. So musste die Familie sich von dem ernähren, was sie auf dem kleinen Feld anbauen konnte. Wenig genug.

Trotzdem erzählte mir die Mutter voller Freude, dass Shiva ein fröhliches Kind sei und am liebsten den ganzen Tag trinken würde: „Zwei Zähne hat er schon; er kann alleine sitzen, versucht zu krabbeln und quietscht vor Freude, wenn man ihm die Finger reicht, damit er sich heraufziehen kann.“ Wer hätte das gedacht bei dem zerbrechlichen kleinen Wesen, das Shiva elf Monate zuvor noch war!

So weit die Geschichte, wie ich sie ursprünglich geschrieben hatte. Dann aber erreichte mich kurz nach Redaktionsschluss eine weitere, dieses Mal sehr traurige Nachricht aus Chaurjahari: Shivas Mutter, erst 21 Jahre alt, ist am zweiten Weihnachtsfeiertag gestorben. Schuld war ein Harnwegsinfekt, den man in Deutschland leicht hätte behan-

deln können. Aber Bhumi – wie so viele nepalische Frauen auf dem Land – verzichtete zunächst auf medizinische Hilfe, und als man sie dann ins Krankenhaus brachte, in einer Kiepe auf dem Rücken, war es zu spät. Eine Blutvergiftung war hinzu gekommen.

Da sie Shiva noch gestillt hatte, wurde der Kleine wieder ins Krankenhaus aufgenommen. Mittlerweile

lebt er bei seiner Tante, die selbst zwei Kinder hat, deren Mann aber in Indien verschollen ist. So sponsert das Hospital für Shiva weiterhin Milchpulver und „Superflower“, ein Gemüsebreipulver, aus dem Wohltätigkeitsfonds. Jeden Samstag nach dem Gottesdienst kommt die Tante und berichtet Kapil, dem Administrator des Hospitals, wie es Shiva geht. Nun wollen wir alle gemeinsam einen Weg finden, um Shiva und der Familie dauerhaft zu helfen, vielleicht einen Wasserbüffel sponsern oder ähnliches.

Ihnen allen aber noch einmal meinen herzlichen Dank, dass Sie mit Ihren Spenden Shiva und vielen anderen Kindern und Erwachsenen im Missionshospital Chaurjahari ein neues Leben geschenkt haben! ■



Unsere Autorin **Dr. Elke Mascher** (69) mit Shiva. Die Ärztin aus Filderstadt hat zwei Einsätze am Missionshospital Chaurjahari absolviert. Ein weiterer ist geplant.



Unser Spendenkonto: Gossner Mission, EDG Kiel, BLZ 210 602 37, Konto 139 300. Kennwort: Missionshospital Nepal

Viele kühle Tropfen können viel bewegen

Trotz bitterer Armut neue Impulse sichtbar

Von Heinz Friedrich

Ist denn das möglich? Drei Jahre in Kathmandu gelebt und nun – neun Jahre später – finde ich mich kaum mehr zurecht! Aber dann, nach den ersten Tagen, erkenne ich doch Wohlvertrautes wieder... So beginnt im Herbst 2009 meine Reise nach Nepal, in ein Land, das mir zur zweiten Heimat geworden war. Und bald sehe ich, dass es neue ermutigende Impulse im Land gibt.

Aufgebrochen nach Nepal, nachdem ich hier von 1997 bis 2000 gelebt habe, bin ich im Herbst 2009 im Auftrag der



Reiseteilnehmerinnen mit Ursula Hecker (Mitte) zu Besuch bei einem Selbsthilfeprojekt. (Foto: Heinz Friedrich)

Gossner Mission, um gemeinsam mit der erfahrenen Reiseleiterin Ursula Hecker eine lippische Reisegruppe zu begleiten. Vor der Abreise war meine Neugier groß, wie denn das Wiedersehen sein würde – und dann die Ankunft enttäuschend. Aber bald wurde mir klar, was mich so irritiert hatte: In den letzten Jahren wurde im Kathmandu-Tal sehr viel gebaut. Ein zweifelhafter Fortschritt, wie ich finde. Und auch auf einem weiteren Gebiet ist inzwischen

ein fragwürdiger Fortschritt erzielt worden, in der Motorisierung. Der schon in den 90er Jahren chaotische Verkehr ist weiter angewachsen, mit allen negativen Folgen: noch mehr Verkehrsstaus, noch höhere Schadstoffbelastung, noch aggressiveres Verhalten der Verkehrsteilnehmer. Eine Ursache liegt auch in einem für das Land wichtigen Aspekt, nämlich in der nun wieder stark angewachsenen Touristenanzahl, die in den Jahren des Bürgerkriegs rapide gesunken war.

Nepal ist ein landschaftlich sehr schönes Land, aber auch ein sehr armes Land mit nur wenigen Entwicklungsmöglichkeiten. Dementsprechend gab es schon in den 90er Jahren viele karitative Institutionen und Entwicklungsprojekte, meist gesponsert und auch geleitet von Ausländern. Es scheint, dass die Anzahl dieser sogenannten „NGOs“, der Nichtregierungsorganisationen, immer noch weiter zunimmt. Von unglaublich klingenden zurzeit 50.000 NGOs in Nepal ist die Rede.

Im Dhading-Distrikt, den unsere Gruppe besuchte, sollen etwa 800 NGOs aktiv sein. Aber die Zahl wird relativiert, wenn man hört, dass nur 16 NGOs ernsthaft und effektiv engagiert sind. In Dhading wurden uns bei einer Präsentation als Arbeitsgebiete der NGOs aufgezählt: Entwicklung der Gesellschaft, Gleichberechtigung der Frauen, Tiergesundheit, Gemüseanbau, Hygiene, Bau von Toiletten, Schulbildung,





tet werden. Natürlich benötigen diese Institutionen mindestens als Anschubfinanzierung Geld aus dem Ausland, denn die Menschen und das Land sind bitter arm. Und es braucht oft noch organisatorische Unterstützung, wie sie auch die Vereinigte Nepalmission (United Mission to Nepal, UMN) leistet. Aber die nepalischen Organisationen scheinen effektiver zu arbeiten, weil die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sie als ihre eigenen Projekte empfinden und sich deshalb engagierter bei der Arbeit einbringen.

Ein Fortschritt ist sicher auch, dass sich heute viele Institutionen um „Income Generation“ bemühen, d.h. Arbeitsplätze schaffen, damit arme oder auch behinderte Menschen ein eigenes Einkommen erzielen können. Diese Arbeit hängt allerdings sehr davon ab, dass die erzeugten Produkte auch abgesetzt werden können. Ermutigende Ansätze sehe ich auch darin, dass bei dieser Produktion nun auch ökologische Aspekte eine Rolle spielen und man zunehmend auf Nachhaltigkeit setzt.

Schließlich noch zwei weitere sehr auffällige Veränderungen: Einmal die deutlich größere Zahl von Schulkindern. In der Bildung der Jugend liegt die Hoffnung für das arme Land. Und dann hat mich ein Projekt sehr beeindruckt, bei dem sich nepalische Studenten ehrenamtlich um Straßenkinder kümmern. Unentgeltlich Verantwortung für andere übernehmen – das war meines Wissens bisher im hinduistischen Nepal wenig bekannt.

Mein Fazit? Entwicklung, Veränderungen brauchen Zeit, vor allem in den Köpfen der Menschen. Als ich noch bei der UMN arbeitete, fragte einmal ein Besucher kritisch an: „Was ihr da macht, das ist doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein!“ Darauf die Leiterin des kritisierten Projektes: „Sicher, das ist nur ein Tropfen. Aber nicht auf einen heißen Stein, sondern auf ein dürres Feld.“ Nun erlebte ich in Nepal neun Jahre später: Die Tropfen werden größer, und sie werden zahlreicher. Gott sei Dank! ■

Maßnahmen gegen HIV/Aids, Einkommensschaffende Maßnahmen, Vermittlung in Streitfällen, Familienplanung, Friedensarbeit.... So oder so ähnlich ist meist die Zielbeschreibung. Oft auch nur ein Ausschnitt aus diesem Katalog.

All diese karitativen Institutionen und Entwicklungsprojekte haben somit das Ziel, die Lebensverhältnisse der armen, oft durch Krankheit gezeichneten, oft am Rand der Gesellschaft lebenden Menschen zu verbessern. Und dabei richtet sich ihre Hilfe besonders an die Frauen und Kinder.

Das alles war mir schon aus der Zeit meiner Arbeit in Nepal bekannt. Und auf den ersten Blick beschlich mich bei den Präsentationen und Besichtigungen von Projekten das Gefühl, dass sich seit dieser Zeit nur wenig bewegt hat. Aber im Laufe der Reise wurde mir deutlich, dass sehr wohl eine Entwicklung stattgefunden hat und weiterhin stattfindet.

So kommt heute deutlicher das Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“ zum Tragen. Das zeigt sich darin, dass nun mehr Entwicklungsorganisationen und Entwicklungsprojekte entstanden sind und offenbar weiter entstehen, die von Einheimischen gegründet und gelei-

Mit dem Baby auf dem Schoß lernt die junge Mutter gemeinsam mit ihrer älteren Tochter lesen und schreiben: Die Menschen in Nepal wissen, dass in der Bildung die Hoffnung für das arme Land liegt. (Foto: Maria Wähnke)



Heinz Friedrich arbeitete gemeinsam mit seiner Frau Martha drei Jahre lang für die Gossner Mission in Nepal: als Mitarbeiter der Vereinigten Nepalmission (UMN). Seit 2004 ist er Kurator.

IDEEN & AKTIONEN

— PROJEKT

Mädchenschule: Das Dach ist drauf!

Herzlicher Dank kommt aus Indien an alle, die mitgeholfen haben, der **Bethesda-Mädchenschule in Ranchi** ein neues Dach zu geben. Das 150 Jahre alte Gebäude, in dem die Schule untergebracht ist, war völlig marode. Der Unterricht fand teilweise im Freien statt. Spenden über rund 13.000 Euro machten die Sanierung nun möglich. „Wir haben es noch im Jahr 2009 geschafft!“, jubelt Bauleiter Binkas Ecka. „Nun kann wieder richtig unterrichtet werden – und das ist für die Adivasi-Mädchen, die in Indien so oft von Bildung ausgeschlossen sind, ungemein wichtig.“

Auch im Lippischen Freundeskreis, der vor Jahren die Aktion „**Lippe hilft**“ initiiert und über diese Aktion in 2008/2009 das Schuldach-Pro-



jekt unterstützt hat, ist die Freude groß. „Mit dieser Aktion konnten wir nun schon drei Mal ein Hilfsprojekt unserer Partner in Indien maßgeblich vorantreiben“, betont **Wolf-Dieter Schmelter**, Sprecher des Freundeskreises. War es 2006 der Tsunami-Wiederaufbau und 2007 der Kauf eines Gelände-Krankenwagens, so unterstützen die Lipper nun nach Kräften die Bethesda-Schule in Ranchi. Allen Spenderinnen und Spendern ein herzliches Danke!

— VOR ORT

Sternsinger ausgesandt

Es hat schon Tradition: Alljährlich zu Epiphania machen sich in der Kirchengemeinde **Rodewisch** (Sachsen) zahlreiche junge Sternsinger auf den Weg, gehen von Haus zu Haus, von Geschäft zu Geschäft, und sammeln Spenden für die Gossner-Arbeit in **Sambia**. In diesem Jahr waren sie während des Familiengottesdienstes vom früheren Gossner-Direktor **Gottfried Kraatz** ausgesandt worden. Die Gossner Mission sagt Danke für das langjährige Engagement!

— PARTNERSCHAFT

Grüße gehen hin und her

In der **Grundschule Ehrentrup (Lippe)** freuten sich die Mädchen und Jungen wieder über Post aus Indien, umgekehrt ging vor Weihnachten ebenfalls ein Päckchen auf Reisen – gefüllt mit herzlichen Grüßen und selbst gebastelten Sternen. Denn die Partnerschaft zwischen der Schu-



le in Ehrentrup und der Bethesda-Schule in Tezpur/Assam ist keine Einbahnstraße: Seit Jahren gehen Briefe und Geschenke hin und her. „Wir haben uns sehr gefreut, wieder Neues aus Assam zu hören“, betont **Schulleiter Dieter Rochow**. „Das Vor-

bildliche dieser Partnerschaft ist, dass sie sich nicht nur in finanziellen Hilfen aus Deutschland nach Indien erschöpft, sondern ein gegenseitiger Austausch und eine lebendige Kontaktpflege ist.“ Freilich kommt auch die finanzielle Hilfe für Indien auch nicht zu kurz.

SCHULBESUCH

Maisbrei mit Heuschrecken

Maisbrei mit Gemüse. Maisbrei mit Mäusen. Maisbrei mit Heuschrecken : Der Speiseplan der Menschen im Gossner-Projektgebiet Naluyanda (Sambia) ist nicht eben abwechslungsreich. Ein Jahr lang hat **Matthias Werner** (22) im Rahmen des „weltwärts“-Programms in Naluyanda gelebt und gearbeitet und sich wie die Menschen dort ernährt. Und wenn er heute davon erzählt während seines Praktikums bei der Gossner Mission, das ihn bereits in zahlreiche Schulklassen geführt hat, dann ist die Reaktion vor allem bei den Jüngeren vorhersehbar: „Iiiiiieh, du hast Heuschrecken gegessen?!“ Aber



Matthias Werner erzählt nicht nur vom (für deutsche Menschen) ungewöhnlichen Speiseplan, sondern auch von der Armut in Naluyanda, von den Kindern, die nicht zur Schule gehen können; von den Erwachsenen, die nicht wissen, wie sie ihre Familie ernähren sollen. „Danke, dass du uns so viel erzählt und gezeigt hast“, sagt die neunjährige Sarah nach dem Unterricht. „Ich habe heute ganz viel über Afrika gelernt.“

i An Praktikum interessiert?
jutta.klimmt@gossner-mission.de



Foto: Jutta Klimmt

SPENDENAKTION

20.000 Euro für Frauenförderung im Gwembetal

Das geplante Frauen-Förderprogramm im sambischen Gwembetal kann starten. **Rund 12.000 Euro** haben die Spenderinnen und Spender der Gossner Mission nach dem **Erntedank-Aufruf 2009** aufgebracht; 8000 Euro geben die Vereinigten Kirchenkreise (VKK) Dortmund dazu. So ist die erforderliche Projektsomme von 20.000 Euro erreicht. „Ein guter Start ins Jahr 2010“, freut sich Gossner-Direktor Dr. Ulrich Schöntube. „Unser Dank gilt allen Spenderinnen und Spendern und natürlich den Freunden in Dortmund.“ Ziel des Zwei-Jahres-Programms ist es, Frauen im Gwembetal noch stärker zu fördern, sie in Entscheidungsprozesse stärker einzubeziehen und sie im Kampf gegen HIV/Aids zu unterstützen.

In den 1950er Jahren waren wegen eines Staudammbaus mehr als 30.000 Menschen vom Volk der Tonga aus ihren fruchtbaren Siedlungsgebieten in die trockene Gwembe-Region zwangsumgesiedelt worden. Unterstützt werden die Tonga dort seit 1970 – auf Bitten der sambischen Regierung – von der Gossner Mission. Sie engagiert sich vor allem in nachhaltiger Landwirtschaft und Wasserversorgung, aber auch in der Frauenförderung und HIV/Aids-Bekämpfung.

Neben dem Frauenförderprogramm unterstützen die **Vereinigten Kirchenkreise Dortmund** auch ein Trainingsprogramm für Diakonische Mitarbeiter und Freiwillige zur Armutsbekämpfung in Sambia, ein gemeinsames Projekt von Gossner Mission und Vereingter Kirche von Sambia, mit 6000 Euro.

Ohne Eltern, ohne Hoffnung

Die verlorenen Kinder von Naluyanda

Text und Fotos: Matthias Werner

Emilia ist zwölf. Aber ihre Kindheit ist schon beendet. Die Kleine muss lernen, erwachsen zu sein. Denn Emilia hat für ihre jüngeren Geschwister die Mutterrolle übernommen, nachdem die Eltern an Aids gestorben sind. Nun schlagen sich die fünf Kinder allein durchs Leben.

Im Gossner-Projektgebiet Naluyanda ist das Schicksal der kleinen Emilia kein Einzelfall. Jahr für Jahr werden viele Familien durch Krankheit und Tod auseinandergerissen, und dann müssen die Kinder sehen, wie sie allein klar kommen. Oder müssen hoffen, dass die Großfamilie sie auffängt. In anderen Familien ist die Not so groß, dass es nur einmal am Tag etwas zu essen gibt – und auch das ist nicht sicher. Viele Kinder können nicht zur Schule gehen, weil die Familie kein Geld dafür aufbringen kann. Sie müssen auf dem Feld mithelfen oder dort, wo sie gebraucht werden.

Emilias Leben hat sich im vergangenen Jahr von Grund auf verändert. Mutter und Vater sind kurz nacheinander an Aids gestorben.

Seitdem ist die Familie Tembo keine richtige Familie mehr. Emilias älteste Schwester

Jessica (23) ist jetzt das Familienoberhaupt; sie muss sich darum kümmern, dass ihre vier Geschwister irgendwie überleben. Von den Eltern haben sie das kleine Haus geerbt, ein paar Hühner und einige Enten. Um Feuerholz zu finden, müssen die Geschwister drei Kilometer laufen, denn Geld für Holzkohle haben

sie nicht. Und die nächste Wasserpumpe ist anderthalb Kilometer von ihrem Haus entfernt. Dorthin müssen Emilia und ihre jüngeren Geschwister zweimal täglich gehen, um Wasser aus dem Brunnen zu holen. Selbst der Kleinste kommt mit und balanciert in einer alten Plastikflasche einen Liter Wasser nach Hause.

Jessica dagegen fährt jeden Tag in die Stadt, um etwas Geld zu verdienen. Morgens, noch vor Sonnenaufgang, geht sie los und kauft bei Familien in der Dorfgemeinde verschiedene Gemüse ein, fährt mit dem Bus nach Lusaka zum Markt und verkauft das Gemüse dort für einen Aufpreis von wenigen Cent. So ist Jessica meist den ganzen Tag unterwegs; erst am späten Abend kehrt sie zurück. Währenddessen kümmert sich Emilia um die drei jüngeren Geschwister; sie kocht, wäscht und schmeißt den Haushalt.

Nur dank ihrer harten Arbeit schaffen es die beiden Mädchen, sich selbst und ihre Brüder mehr schlecht als recht zu ernähren. Geld für Süßigkeiten oder sonstigen „Luxus“ bleibt nicht. „Mein

Mit Ihrer Spende können Sie helfen. Unser Spendenkonto: Gossner Mission, EDG Kiel, BLZ 210 602 37, Konto 139 300, Kennwort Vorschulen Sambia



Papierhüte falten in der Schule: Da kann sogar Masauso lächeln. Rechts: Die zwölfjährige Emilia (2. von re.) mit ihren Geschwistern.



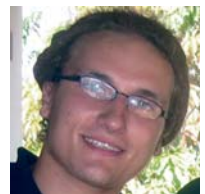


verloren. Auch sie sind an Aids gestorben. Wie schwierig sein Leben seitdem ist, haben die Lehrer an seinem Verhalten und an seiner Kleidung bemerkt. Während des Unterrichts und in den Pausen, wenn seine Klassenkameraden draußen munter spielen, sitzt er traurig am Tisch und beteiligt sich nicht. Jeden Tag trägt er die gleiche Hose und das gleiche T-Shirt, und man sieht ihm an, dass er viel zu wenig isst und trinkt.

Nach einigem Nachforschen haben die beiden Lehrer, Miss Phiri und Mr. Banda, herausgefunden, dass Masauso bei seinem Onkel lebt. Der aber hat keine Zeit für ihn und schon gar nicht genug Geld, um ihn anständig zu ernähren. Oft sieht man den Jungen rohe Maiskolben essen, die er auf dem Weg zur Schule von einem Maisfeld gestohlen hat.

Zwei Geschichten aus Naluyanda, die traurig machen. Sie stehen für viele andere, die ähnlich verlaufen. Die meisten Menschen leben hier von der Hand in den Mund. Sechsjährige müssen bereits anstrengende Feldarbeit verrichten, und 70-jährige Frauen sitzen am Straßenrand und zertrümmern Felsbrocken, um Steine für den Hausbau zu verkaufen. Und manchmal müssen sie dies tun, um ihre früh verwaisten Enkel durchzubringen. Jeder Fünfte in Sambia, so besagen es die neuesten Zahlen, ist HIV/Aids-infiziert, und so bleiben viele Kinder allein zurück.

Ja, Geschichten, die traurig machen. Vor allem wenn man weiß, dass schon wenige Euro im Monat den einzelnen Familien weiter helfen könnten. ■



Matthias Werner hat 2008/09 nach dem Abitur am „weltwärts“-Programm teilgenommen und ein Jahr lang im Projektgebiet Naluyanda gelebt und gearbeitet.



Mit dem Mais zum Markt

Neue Methode: Ernte um 70 Prozent erhöht

Von Barbara Stehl

Sambia verfügt über landwirtschaftliche Flächen, hat Wasserreserven und ist trotzdem eines der ärmsten Länder der Welt. Immer mehr Menschen in Sambia aber wollen unabhängig werden von fremder Hilfe. Das „Community Development Department“ hat ein neues Landwirtschaftsprogramm aufgelegt.

Die Weltwirtschaftskrise hat die Entwicklungsländer nicht verschont und damit die Ärmsten der Armen getroffen. Mit über einer Milliarde Menschen, die an Hunger, Unter- oder Fehlernährung leiden, ist ein trauriger Höhepunkt in der Geschichte erreicht.

Wenn Menschen an Hunger leiden, sind ihre Lebenschancen in allen Bereichen begrenzt; die Entwicklung intellektueller, sozialer und emotionaler Fähigkeiten ist eingeschränkt, so dass der Mensch seine Potenziale nicht voll entfalten kann. Eine ausreichende und

ausgewogene Ernährung zu sichern, ist daher das fundamentalste Bedürfnis eines jeden Einzelnen, einer Kommune und Gesellschaft.

Sambia verfügt über genügend anbaufähiges Land und hat umfangreiche Wasserreserven. Trotzdem leben siebenzig Prozent der Bevölkerung in ländlichen Gebieten auf der Basis von Subsistenzwirtschaft. Trotzdem wird die Nahrungssicherung Sambias nicht durch kommerziellen Landbau, sondern durch Kleinbauern gewährleistet. Dies funktioniert relativ ungestört, solange ein normaler Regenzyklus ausreichend Feuchtigkeit bringt – andererseits aber auch nicht zu viel und nur zum richtigen Zeitpunkt. Ist der Zyklus durch Dürre oder Überflutung gestört, drohen der sambischen Bevölkerung Nahrungsmittelknappheit und Hunger. Dann sind die Menschen auf Hilfe von außen angewiesen.

Immer häufiger werden nun andere, selbstbewusste Stimmen in der Land-

bevölkerung laut: „Wir wollen keine Nothilfe, sondern wir wollen lernen, wie wir unabhängig werden, wie wir selbst unsere Nahrung unter allen möglichen Gegebenheiten produzieren und Naturkatastrophen entgegen wirken können.“

Als Sambia im Winter 2007/2008 von starken Überflutungen betroffen war, als Hütten weggeschwemmt, Felder überflutet und Ernten vernichtet waren, folgte das „Community Development Department“ (CDD), eine Einrichtung zur Gemeinwesenentwicklung, die von der Gossner Mission und der Vereinigten Kirche Sambias (UCZ) gemeinsam getragen wird, den Stimmen der Kleinbauern, die nach einer nachhaltigen Lösung suchen und für Unabhängigkeit von Nahrungsmittel- und Fremdhilfe plädieren. In einem neuem Programm wurde etwa einhundert Kleinbauern in vier Dörfern entlang des Weges nach Mumbwa ein Training zu einer tragfähigen und von externen Faktoren unabhängigen Landwirtschaft angeboten.

Dieses Programm des „Conservation Farming“ beruht auf einigen Grundsätzen, die strikt eingehalten werden müssen, um Erfolge gegenüber konservativer Bodenbearbeitung zu erzielen. Wichtig ist eine frühe Bodenbearbeitung: Gleich nach der Ernte, wenn die Erde noch feucht ist und sich bis zur Saat organische Bestandteile in dem vorbereiteten Boden sammeln können, werden Pflanzlöcher mit hierfür besonders entworfenen Hacken angelegt. Der Boden darf nur minimal bearbeitet werden, so dass die Mikroorganismen in der Erde nicht gestört werden. Jedes Pflanzloch muss eine bestimmte Größe und Tiefe haben.

Auch Fruchtwechsel und Pflanzendiversifikation gehören zum Konzept. Es wird nicht nur der Anbau von Stickstoff bindenden Pflanzen wie Bohnen gepflegt, sondern es werden auch Baumschulen mit Stickstoff liefernden Bäumen angelegt. Die Bäume werden in zwei bis drei Jahren Schatten spenden und gleichzeitig den Boden

mit Stickstoff anreichern. Genauigkeit ist auch beim Sähen und sparsamen Düngen gefragt. Und wenn der Regen kommt, muss darüber gewacht werden, dass es Abflüsse gibt, falls der Regen zu heftig wird, oder Zufluss zu den Pflanzlöchern, wenn es zu wenig Regen gibt. Und dann heißt es jäten, jäten, jäten, denn jedes Unkraut ist eine Konkurrenz für die Maispflanzen.

Vielleicht hört sich das alles sehr einfach an, aber schon nach dem ersten Trainingsschritt, dem Anlegen von Pflanzlöchern, hat sich gezeigt, dass nicht jeder Bauer verstanden hatte, dass gerade die Tiefe des Pflanzlochs besonders wichtig ist, denn erst wenn die harte Bodenschicht durchbrochen ist, kann die Maiswurzel auch in tiefere Erdschichten eindringen. So war es während der gesamten Trainingsperiode wichtig, immer wieder auf die Felder zu gehen und zu überprüfen, ob alles „richtig gemacht“ wurde. Denn Fehler können den Erfolg der Methode und somit deren Akzeptanz bei den Bauern in Frage stellen.

Die Regenzeit 2008/2009 war relativ normal, d.h. es gab weder Dürre noch Überschwemmungen, und trotzdem standen einige Felder fremder Bauern unter Wasser. Dies betraf aber nicht die Bauern des Trainingsprogramms, denn deren Pflanzen hatten schon eine stattliche Größe erreicht.

So konnten diese Bauern im Jahr 2009 im Durchschnitt siebzig Prozent mehr ernten als im Vorjahr und nicht nur ihren Eigenbedarf decken, sondern sogar Mais verkaufen. Das spricht für sich. Nun interessieren sich weitere Bauern für das Training, denn sie haben gesehen, dass ihre eigene Ernte im Vergleich kümmerlich ausfiel.

Ziel des Programms ist, dass aus Kleinbauern, deren Existenz immer wieder auf der Kippe steht, Landwirte werden, die Ackerbau als ein Gewinn bringendes Unternehmen verstehen und damit nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Kommunen Wege aus der Armut gehen. ■



Eine erfolgreiche Ernte dank neuer Methode



Barbara Stehl ist Gossner-Mitarbeiterin des „Community Development Department“ in Sambia.

„Du musst dich wehren ...“

Solidaritätskonferenz zum Thema „BürgerInnen zweiter Klasse?“

Von Michael Sturm

„Du musst Dich wehren! Geh’ vors Sozialgericht, das lohnt sich eher, als den Kopf in den Sand zu stecken.“ So der Ratschlag eines Hartz-IV-Betroffenen an andere Betroffene. Momenteindrücke von der jüngsten Soli-Konferenz der Gossner Mission.

Im fünften Jahr nach der Einführung des sogenannten „Hartz-IV“-Gesetzes häufen sich die Klagen gegen falsche Bescheide im Gleichschritt mit den Zumutungen, denen die Betroffenen seitens der Jobcenter ausgesetzt sind. Die 40 TeilnehmerInnen und Teilnehmer der Solidaritätskonferenz der Gossner Mission in Berlin legten darüber beredtes Zeugnis ab. So eben auch Klaus Mohn (Name geändert), der aus Erfahrung dazu aufrief, sich gegen unzumutbare Bescheide zu wehren: Das zuständige Jobcenter hatte die Warmwasserkosten seiner Wohnung falsch berechnet – zu seinen Ungunsten. Das Sozialgericht gab ihm recht.

Dr. Jens Regg von der Regionaldirektion der Bundesanstalt für Arbeit, der sich dankenswerterweise den Fragen der Betroffenen und ihrer VertreterInnen, stellte, hatte auf der Konferenz wahrlich keinen leichten Stand. Zu offensichtlich sind die Mängel eines Systems, das, wie er nicht müde wurde zu betonen, dazu ersonnen war, arbeitslosen und armen Menschen eine Teilhabe an Arbeit und Gesellschaft zu ermöglichen – so lautete jedenfalls das Thema seines Vortrags.

Die Wirklichkeit indes ist markiert durch eine Fülle von falschen Bescheiden, falschen Berechnungen, diskrimi-

nierender Behandlung (vor allem von Betroffenen mit mangelhaften Sprachkenntnissen), Unerreichbarkeit von zuständigen Sachbearbeitern bis hin zu Abzügen von dem ohnehin unzureichenden monatlichen Grundbetrag, mit denen die Jobcenter geringfügige Verstöße gegen Auflagen sanktionieren.

Für die Konferenz-TeilnehmerInnen „roch“ das förmlich nach „System“. Und



daran konnte auch die ehrlich bekundete Absicht Reggs, soweit es ihm möglich sei, konkreten Missständen nachzugehen, nichts ändern.

Tiefer einzutauchen in die Analyse blieb da dem Beitrag von Professorin Helga Spindler aus Köln vorbehalten. Spindler, die aus ihrer Praxis als Sozialarbeiterin schöpfen kann, zog eine Linie der Verschärfung: von dem »alten« Sozialrecht, das, jenseits sozialpolitischer Idylle, den Betroffenen gewisse Freiräume vor behördlichen Zumutungen einräumte, zu den gegenwärtig favorisierten Konzepten eines aus den USA importierten „Workfare“, das die Verpflichtung beinhaltet, jede Arbeit

—
Professorin Helga Spindler im Gespräch mit Dr. Jens Regg von der Regionaldirektion der Bundesanstalt für Arbeit. (Fotos: Michael Schaper)



Konferenz-
eindrücke.

zum aktuell marktgängigen Lohn aufzunehmen. Den Einzelnen sei es dabei überlassen, etwa gegen die Sittenwidrigkeit von Verträgen vorzugehen.

Das im Hartz-IV-Gesetz festgeschriebene „Fordern und Fördern“ von Arbeitssuchenden sei so ausgestaltet, dass das „Fordern“ ein sanktionsbewehrtes „Muss“ darstelle, während das „Fördern“ lediglich „Kann“-Bestimmungen beinhalte. Damit sei die Abhängigkeit der von den Jobcentern so genannten „Kunden“ fixiert.

Spindler sprach sich für eine Aussetzung der gegenwärtigen Sanktionspraxis der Jobcenter aus, obwohl sie Sanktionen nicht grundsätzlich ablehnt. Die Mehrheit der Bevölkerung denke in Rechten und Pflichten und werde deshalb Garantieleistungen ohne Übernahme von Pflichten schwerlich zustimmen. Ein Moratorium könne helfen, das Prinzip der notwendigen Verhältnismäßigkeit von Sanktionen mehr im Sinne der Betroffenen auszulegen, als dies in der aktuellen Praxis häufig der Fall sei.

Die Konferenz der Gossner Mission stellte eine Plattform dar für den Erfahrungsaustausch unterschiedlicher

lokaler und regionaler Gruppen, die, mit unterschiedlichen Akzenten, im wesentlichen drei Aufgaben zu erfüllen suchen: Selbsthilfe inklusive Beratung, Öffentlichkeitsarbeit und politische Arbeit im Sinne von Einflussnahme auf Entscheidungsträger. So unterstich etwa Angelika Wernick von der »Berliner Kampagne gegen Hartz4« in ihrem Beitrag, wie wichtig es sei, sich in einem Netzwerk in den jeweiligen Akzenten der Arbeit gegenseitig wahrnehmen und achten zu lernen. Der Mut, für Veränderungen einzutreten, wachse nicht zuletzt aus den Beziehungen, die die Gruppen untereinander eingehen.

Die Abschlusserklärung der Konferenz benannte als wichtige Forderungen u.a., dass Sanktionsbestimmungen und Sanktionspraxis dringend korrigiert werden müssen, dass den Betroffenen Einfluss auf die von den Jobcentern angebotenen Leistungen zuerkannt wird, dass insbesondere die rechtliche Stellung junger Menschen unter 25 Jahren verbessert werden muss und dass sich – ganz allgemein – die Rechtspraxis der Verwaltung verbessern muss. ■



Michael Sturm ist Referent der Gossner Mission für Gesellschaftsbezogene Dienste und hatte zur Solidaritätskonferenz eingeladen.



Katja Woßmann
(45) ist seit 23 Jahren Diplom-Sozialarbeiterin und als Mitarbeiterin der Diakonie Bochum im Bereich der gesetzlichen Betreuungen tätig. Sie ist verheiratet und Mutter zweier Kinder im Alter von 16 und 8 Jahren.

Neu im Kuratorium:

Was führt **Sie** eigentlich zur **Gossner Mission?**

Sich stark machen für Mission – das ist heute eher ungewöhnlich. Für das Kuratorium der Gossner Mission, das ehrenamtlich tätige Leitungsgremium, aber hatte sich für die nächste Amtszeit eine Reihe neuer Kandidaten beworben. Wir haben zwei der sechs neu gewählten Kuratoriumsmitglieder nach ihren Beweggründen befragt.

„Arme Menschen erfahren Hilfe und Respekt“

Ich bin Presbyterin in der Kirchengemeinde Bochum-Stiepel, die die Arbeit der Gossner Mission seit vielen Jahren unterstützt. Vor vier Jahren habe ich gemeinsam mit Hauke Maria Rodtmann – die mit ihrem Mann in den goern Jahren die Arbeit der Gossner Mission in Sambia geleitet hat – und anderen Mitgliedern unserer Gemeinde eine Begegnungsreise nach Sambia unternommen. Und diese hat mich sehr beeindruckt.

Beinah hätte ich am Vorabend der Abreise noch abgesagt – aus Angst, in dem afrikanischen Land nur arme, schwache Menschen zu treffen. Aber es war ganz anders: Ich habe viele arme, aber starke Menschen kennen gelernt! Menschen, die das Problem ihrer Armut eigenverantwortlich angehen wollen; die nicht nur Almosen annehmen, sondern in großer Würde selbstbestimmt leben. Und dazu trägt die Gossner Mission bei. In ihren Projekten leistet sie konkrete und respektvolle Hilfe zur Selbsthilfe; sie fördert die Menschen, aber sie fordert sie auch. Und so gehen die Sambier in den Projektgebieten trotz ihrer Armut mit Selbstbewusstsein durchs Leben! Dieses Konzept hat mich überzeugt. Und so kann ich auch voller Überzeugung zu Hause in unserer Gemeinde für die Arbeit der Gossner Mission werben, denn ich habe gesehen, dass es sich um eine gute Arbeit handelt.

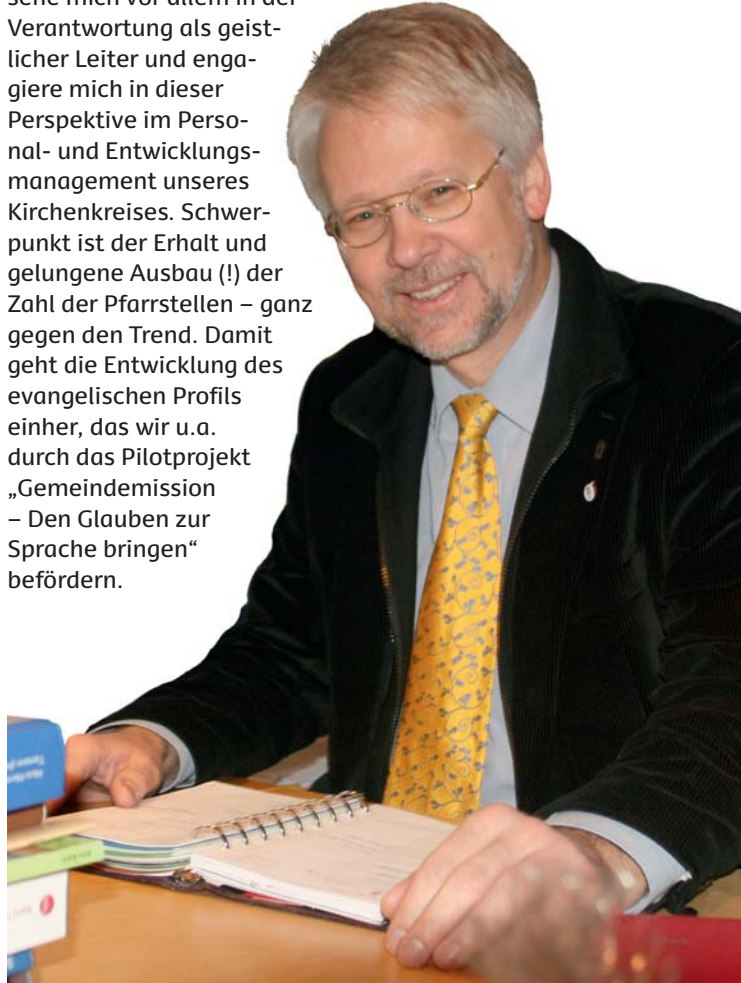
Ein zweiter Aspekt des Gossner-Konzeptes ist mir sehr wichtig: die innere Mission, das Engagement für die sozial Benachteiligten im eigenen Land. Als Sozialarbeiterin sehe ich jeden Tag die Armut und die Probleme auch in Deutschland. Daher weiß ich, dass Engagement für andere Menschen erst wahrhaftig sein kann, wenn man bei sich selbst anfängt. Man kann der ganzen Welt begegnen wollen, aber man muss doch irgendwo zu Hause sein.

In unserem Sambiakreis in der Gemeinde haben wir uns immer wieder mit den Chancen und Schwierigkeiten des Lebens und Arbeitens der Menschen in Sambia auseinandergesetzt. Die Erfahrungen aus diesem Kreis, aber auch meine eigenen beruflichen Erfahrungen möchte ich nun gern ins Kuratorium der Gossner Mission einbringen.

KATJA WOSSMANN, Bochum

„Wir brauchen einen missionarischen Aufbruch“

Seit gut sieben Jahren bin ich Superintendent des Kirchenkreises Norden. Ich sehe mich vor allem in der Verantwortung als geistlicher Leiter und engagiere mich in dieser Perspektive im Personal- und Entwicklungsmanagement unseres Kirchenkreises. Schwerpunkt ist der Erhalt und gelungene Ausbau (!) der Zahl der Pfarrstellen – ganz gegen den Trend. Damit geht die Entwicklung des evangelischen Profils einher, das wir u.a. durch das Pilotprojekt „Gemeindemission – Den Glauben zur Sprache bringen“ befördern.



In Norden gab es in den letzten Jahren mehrfach Berührungen mit der Gossner Mission. 2006 kam die indische Theologin Idan Topno zu einem längeren Aufenthalt in unser Haus, und so konnte ich die Arbeit der Gossner Mission über die engagierten Berichte dieser bewundernswerten indischen Christin näher kennenlernen. Im Jahr 2008 hatte ich Gelegenheit, im Zusammenhang mit dem 5. Ostfriesischen Kirchentag, der in Norden stattfand, mehr zu erfah-

Dr. Helmut Kirschstein (53) ist Superintendent in Norden (Ostfriesland); seine Frau Ulrike ist Pastorin an der Ludgerikirche Norden. Das Paar hat zwei Kinder im Alter von 21 und 19 Jahren.

Die Predigt ist zu finden unter:
www.kirchenkreisnorden.de/Superintendentur/Predigt-Archiv/Predigten2008

ren, denn die Gossner Mission beteiligte sich mit einer Ausstellung und mit verschiedenen Aktionen an diesem Kirchentag.

Mich beeindruckt, dass sich die Gossner Mission – ebenso wie ich selbst – dem Erbe der Bekennenden Kirche verpflichtet fühlt. Und wie sehr mich der Gründer der Gossner Mission beeindruckt hat – und wie sehr ich mir wünschte, dass Johannes Evangelista

Goßner auch gegenwärtig als missionarisches wie sozialpolitisches Vorbild wirken möge – das kann man meiner Predigt entnehmen, die ich zu Goßners 150. Todestag am 30. März 2008 im Hauptgottesdienst der Norder Ludgerikirche gehalten habe.

Ich bin überzeugt: Wir brauchen einen missionarischen Aufbruch – für die Menschen, für die Menschenwürde, für die Mitmenschlichkeit – gegen die

INFO

Kuratorium konstituiert sich neu im März

Geleitet wird die Gossner Mission vom Kuratorium. Dessen Amtszeit beginnt mit der konstituierenden Sitzung am 12./13. März 2010. 14 der ehrenamtlichen Mitglieder des Kuratoriums werden von ihren Landeskirchen delegiert (7 Kuratoren, 7 Stellvertreter). Weitere 18 Mitglieder – Kuratoren und Stellvertreter – wurden auf der jüngsten Kuratoriumssitzung durch Wahlen bestimmt. Die gewählten sechs „Neuen“ kommen aus den verschiedenen Gossner-Regionen Deutschlands und werden im März in ihr Amt eingeführt.

Bei den „Neuen“ handelt es sich um:

Dr. Jona Dohrmann (37), Jurist, Vorsitzender des Vereins Deutsch-Indische Zusammenarbeit (diz)

Angela Grimm (48), Superintendentin des Kirchenkreises Harlingerland (Ostfriesland)

Dr. Helmut Kirschstein (53), Superintendent des Kirchenkreises Norden (Ostfriesland)

Christoph Lange (55), Pfarrer der Kirchengemeinde Forst (Brandenburg)

Cornelia Wentz (46), Pfarrerin der Kirchengemeinde Bergkirchen (Lippe)

Katja Woßmann (45), Diplom-Sozialarbeiterin, Presbyterin der Kirchengemeinde Bochum-Stiepel

Außerdem wurden ins Kuratorium wiedergewählt:

Michael Dorsch (66), Pfarrer i. R., Jena, früherer Leiter des Predigerseminars Thüringen

Steve Dreger (32), Diplom-Informatiker, Würzburg

Jörg-Michael Heß (57), Pfarrer i.R., Kirchenkreis Herford

Oda-Gebbine Holze-Stäblein (67), Landessuperintendentin i. R. des Sprengels Ostfriesland, Hannover

Jutta Jekel (55), Pfarrerin der Kirchengemeinde Schelmengraben, Wiesbaden

Dr. Klaus Roeber (69), Pfarrer i.R., Berlin

Michael Schaper (55), Berufsschulpfarrer in Emden (Ostfriesland)

Wolf-Dieter Schmelter (73), Landespfarrer i.R., Detmold (Lippe)

Josephine Schmitt (59), Gemeindesekretärin, Halle

Klaus Schnekenburger (74), Diplom-Ingenieur i. R., Wiesbaden

Hanna Töpfer (54), Mathematikerin, Bernau (Brandenburg)



Jutta Klimmt,
 Presse- und Öffentlichkeitsreferentin,
 sprach mit den
 neuen Kuratoren.

erbärmliche geistliche Armut und Gottvergessenheit in unserer Gesellschaft! Wir brauchen einen missionarischen Aufbruch, ganzheitlich, mit Wort und Tat, so wie Johannes Goßner ihn wollte, damit „alle, die auf den Herrn vertrauen, immer wieder neue Kraft bekommen“: für Leib und Seele.

Mein Ziel ist die Entwicklung einer Kirche, die in globalem Horizont und in gesellschaftlicher Verantwortung mit

Wort und Tat das Evangelium gegenwartsnah und menschenfreundlich bezeugt. Darum begeistere ich mich für die Arbeit der Gossner Mission und will diese Arbeit im Kuratorium gerne mit gestalten.

DR. HELMUT KIRSCHSTEIN,
Superintendent Norden

Jörg-Stefan Tiessen (42), Pfarrer der ev.-ref. Kirchengemeinde Lage (Lippe)

Zudem werden ins neu konstituierte Gossner-Kuratorium von ihrer Landeskirche entsandt:

Ev. Kirche in Hessen-Nassau: Dr. Thomas Posern, Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung
Ev.-luth. Landeskirche Hannovers: Dr. Detlef Klahr, Landessuperintendent des Sprengels Ostfriesland, und **OLKR Rainer Kiefer** Landeskirchenamt Hannover
Ev. Kirche im Rheinland: OKR Christine Busch und **Wolfram Walbrach,** beide Landeskirchenamt Düsseldorf

Ev. Kirche von Westfalen: Harald Lehmann, Leiter der Evangelischen Gesamtschule in Gelsenkirchen, und **OKR Dr. Ulrich Möller,** Landeskirchenamt Bielefeld

Evangelische Kirche in Mitteldeutschland: Dr. Hans-Joachim Döring, Beauftragter für den Kirchlichen Entwicklungsdienst

Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz: Generalsuperintendent Hans-Ulrich Schulz, KR Pfr. Ekkehard Zipser

Lippische Landeskirche: Pfr. Uwe Wiemann, Bad Salzuflen, und **Pfr. Stephan Schmidtpeter,** Varenholz

Gossner Kirche Indien: Bischof Nelson Lakra, Leitender Bischof der Gossner Kirche, Ranchi, und **Paul Kandulna,** Mitglied der Gossner Kirche, Wolfsburg.

Evangelisches Missionswerk in Deutschland: Martin Blöcher (beratend)

Vom Vorsitzenden Harald Lehmann mit herzlichem Dank verabschiedet wurden auf der jüngsten Sitzung im November 2009:

Stefan Brams, Bielefeld, **Karin Döhne,** Bonn, **Dr. Martin Dietz,** Furtwangen, **Heinz Friedrich,** Immenstaad, **Karl Scheld,** Mainz, **Tobias Treseler,** Detmold, **Hauke Maria Rodtmann,** Bochum, **Wilfried Voß,** Herbern, und **Barbara Ziegler,** Hannover.



Schauen erwartungsvoll dem neuen Kuratorium entgegen: die Ehrenvorsitzenden Dr. Günter Krusche, Dr. Klaus von Stieglitz und Prof. Dr. Hans Grothaus (von links). (Foto: Jutta Klimmt)

Zuguterletzt

— NACH REDAKTIONSSCHLUSS

Bischof Dröge zu Gast bei Gossner Mission

Über Geschichte, Struktur und Aufgabengebiete der Gossner Mission informierte sich Dr. Markus Dröge, neuer Berlin-Brandenburger Bischof, bei seinem ersten offiziellen Be-



such in der Gossner-Dienststelle. Der Bischof, der im Evangelischen Zentrum

Berlin sozusagen „Tür an Tür“ mit der Gossner Mission sitzt, interessierte sich vor allem für die ungewöhnliche Verknüpfung von innerer und äußerer Mission, die auf Vater Goßner zurückgeht, für die bedrohte Situation der Adivasi (Ureinwohner) in Indien sowie die Partnerschaftsbeziehungen zur Gossner Kirche. Wenige Wochen zuvor hatte bereits der indische Bischof Nelson Lakra seinen neuen Berliner „Kollegen“ nach Ranchi eingeladen.



Foto: Karl-Heinz Wittwer

— REZEPT

Gute indische Küche braucht Zeit!

„Wer authentisch indisch kochen will, der braucht Zeit“, sagt Elsbeth Kandulna (rechts). Deshalb steht, wenn's schnell gehen muss, im Hause Kandulna deutsche Küche auf dem Speiseplan. „Deutsche Küche, aber mit indischen Gewürzen“, konkretisiert die Wolfsburgerin. „Denn indische Kräuter sind gesund und tun gut, etwa dem Verdauungstrakt, aber auch der Gedächtnisleistung!“ Elsbeth Kandulna und ihr Mann Paul kochen beide gern und wissen gutes Essen zu schätzen. 1963 kam Paul Kandulna, der aus der indischen Gossner Kirche stammt, zur Ausbildung nach Deutschland. Er lernte schon bald seine spätere Frau kennen, die er 1968 heiratete. Die beiden blieben in Deutschland. Unser Foto entstand beim Missionstag in Lemgo/Lippe, wo das Ehepaar mit Hilfe der Inderin Aisha ein leckeres indisches Menü zauberte. Zum Schluss hat Elsbeth Kandulna, von der auch das Rezept für „Curry mit Gemüse“ stammt, noch einen Tipp parat: „Morgens Ingwer in den schwarzen Tee – das hält fit!“



Curry mit Gemüse

Für 4-6 Personen.
Zubereitungszeit 25 min.
Garzeit: 20 min.

1 kleiner Blumenkohl, in Röschen zerteilt
275 g gefrorene Erbsen
1 fein geschnittene Zwiebel
1 TL zerdrückter Knoblauch
1 TL ger. Ingwer
4 El Ghee oder Öl
¾ TL Kurkuma

1 El Korianderpulver
2 Kardamomkapseln, geöffnet
200 g Naturjoghurt
2 große Tomaten in Scheiben
1 El Tomatenmark

Zubereitung

1) Blumenkohl und Erbsen mit Salz garen; Wasser abgießen.
2) Zwiebel, Knoblauch und Ingwer in Ghee (oder Öl) goldgelb dünsten. Ge-

würze und Joghurt unterrühren und 3-4 min. kochen.
3) Tomaten und Tomatenmark dazugeben und 3-4 min. weiterkochen. Blumenkohl und Erbsen hinzugeben und 3-4 min. köcheln lassen. Achtung: Joghurt darf nicht gerinnen.

Mit Reis servieren.

Guten Appetit!

— IN RUHESTAND

Mit dem Herzen in Sambia

Zum Abschied gab's ausnahmsweise einen „großen Bahnhof“: Alice Strittmatter, langjährige Mitarbeiterin und vielen Gossner-Freunden bekannt, wurde in den Ruhestand – oder korrekter: in die passive Phase der Altersteilzeit – verabschiedet. Und diese begann sie mit einem lachenden und einem weinenden Auge.

„Sambia war mir ja schon vertraut, bevor ich zur Gossner Mission kam“, lächelte die 59-Jährige bei ihrer Abschiedsrede, „aber dass ich so viele liebe und interessante Menschen kennen lernen durfte, von Lippe bis Ostfriesland, von Wiesbaden bis Berlin, das habe ich allein der Gossner Mission zu verdanken! Und viele dieser Menschen werde ich vermissen.“

Zu Beginn des Empfangs hatte Direktor Dr. Ulrich Schön tube der Sachbearbeiterin im Namen der Dienststelle mit herzlichen Worten gedankt. Dass die Bedeutung ihres Engagements speziell für Sambia gar nicht hoch genug eingeschätzt werden könne, das betonte der sambische Botschafter Calwe Lombe in seiner Ansprache. „Ein Teil Ihres Herzens ist in Sambia und wird immer in Sambia sein. Das haben wir bei jeder Begegnung mit Ihnen gespürt“, brachte es der Botschafter auf den Punkt. Und er war sich sicher: „Ihr Weg dorthin, erstmals vor nunmehr über 30 Jahren, wurde von Gott gelenkt.“ Sambia sei ja nicht gerade ein Nachbarland Deutschlands, und dass die Beziehungen zwischen Sambia und der Gossner Mission trotzdem so eng und tief seien und dass die Gossner Mission so viel Gutes in seiner Heimat tue, das sei auch dem Engagement Alice Strittmatters zu verdanken. Eine Woche zuvor hatte schon Gossner-Vorsitzender Harald Lehmann den traditionellen Epiphanius-Empfang in der Berliner Marienkirche genutzt, um die 59-Jährige offiziell zu verabschieden (Foto).



Foto: Jutta Klimmt

IMPRESSUM

Die Zeitschrift »Gossner Info« erscheint viermal pro Jahr.

Auflage: 7100 Exemplare.

Redaktion:

Jutta Klimmt

Layout: Jutta Klimmt,

Henrik Weinhold

Satz:

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

dmp, 13439 Berlin

Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail:

mail@gossner-mission.de

Internet:

www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 210 602 37, Konto 139 300

Titelbild:

Lernen gegen

die Armut:

Die Gossner-

Vorschulen

in Naluyanda

wollen Hoff-

nung spenden.

Mehr: Seite 20.

(Foto: Matthias

Werner)



A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Handwerk schenkt Perspektive

Ohne Perspektive und ohne Hoffnung – so wachsen viele junge Adivasi in Indien vor allem auf dem Lande auf. Selbst wenn sie die Möglichkeit haben, eine Schule zu besuchen, so wissen sie doch kaum, wie sie später ihren Lebensunterhalt verdienen sollen. Das Handwerkszentrum Fudi hat sich zum Ziel gesetzt, möglichst vielen sozial benachteiligten jungen Menschen eine Chance zu eröffnen. Seit Jahrzehnten finden hier junge Männer einen Ausbildungsplatz; seit Jahrzehnten verlassen sie Fudi gestärkt, selbstbewusst und gut ausgebildet: als Elektriker, als Schweißer oder Mechaniker. Sie finden einen Arbeitsplatz oder eröffnen selbst einen kleinen Laden. Nun will die Handwerkserschule ihr Angebot erweitern. Dafür ist die Schule auf Spenden angewiesen. Bitte helfen Sie mit. Bitte schenken Sie jungen Menschen eine Perspektive fürs Leben.

**Unser Spendenkonto: Gossner Mission, EDG Kiel,
BLZ 210 602 37, Konto 139 300. Kennwort: Handwerk**



Projekt